

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 4

Artikel: Piccolo
Autor: Binz, Cajetan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634520>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sirtenbüblein — Mensch, wie es den Bergriesen mit den Waffen des Geistes entgegentritt und ihre Bezwingung ertrotzt.

Ausgerüstet mit Stativ, Meßtisch, Tachymeter, Phototheodolith, Stereokomparator und wie die Instrumente alle heißen, beginnen Geometer und Ingenieure siegesicher ihr Werk, dringen ins Innere der Gebirge und erforschen Herz und Nieren der Kolosse. Als erster setzt der Geometer seinen Fuß auf die jungfräuliche Erde und gibt in Plänen und Skizzen die geheimsten Geheimnisse der Riesen preis. Jedes Weglein und Steglein, jeder Felsblock, jeder tiefblaue Bergsee, jede Schlucht und jeder Pfad, jedes Wiesenflecklein und jedes Plateau ist verzeichnet im Plan des Geometers. Kein Geheimnis vermochte der Berg vor ihm zu retten, unweigerlich, Schritt für Schritt dringt er vor, Schleier um Schleier zieht er mit kühler, forschender Hand vom unergründeten Dunkel der unentweihten Erde. Kein Hindernis dünkt ihm unüberwindlich, keine Schlucht zu tief und breit, um nicht eine Brücke darüber zu bauen, keine Wand zu steil, auf die nicht das Seil der Schwebebahn geführt werden könnte. Und kein Gipfel ist zu kahl, um nicht einen modernen Hotelpalast zu tragen. — Endlich steht der Berg da — bezwungen, nackt, erforscht, zugänglich jedem neugierigen Blick und Schritt.

Bezwungene Riesen — bezwungen durch die leichten scharfen Waffen menschlichen Forschergeistes. So war es und wird es immer bleiben — der Geist ist Sieger über die erdrückende Wucht der Materie — David über Goliath.

Ali.

Piccolo.

Von Cajetan Vinz.

(Schluß.)

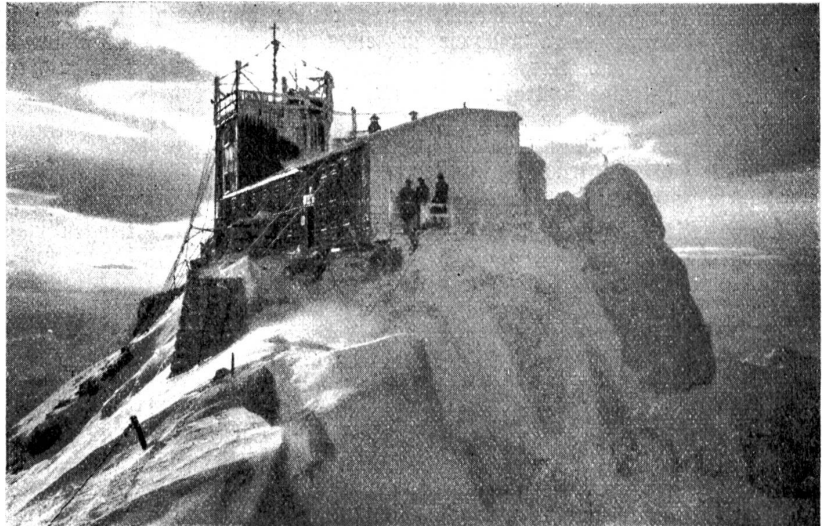
Sie zog ihn sachte wie einen Kranken vom Boden auf, da aber packte ihn der wildeste Seelenschmerz und verzweifelt schluchzend warf er sich an ihre Brust. Sie fühlte seine heiße, seine Haut, seinen fliegenden Atem und das seidene Knistern seiner Haare. „Ingeborg“, ich sterbe, wenn du mich nicht liebst“, preßte er weinend in ihren Hals hinein. Eine Weile ergab sie sich, von seiner taumelnden Glut bezaubert, mit geschlossenen Augen und willenlos seinen ungestümen Umarmungen. Dann aber wand sie sich entschieden los, stand auf und sagte mit erzwungener Härte: „Alfred, geh jetzt. Was du verlangst ist Wahnsinn und kann nie sein.“ Aber es klang nur noch wie ein Hauch, als sie schmerzlich hinzufügte: „Dort ist die Türe!“

Der Seelenwunde begriff dennoch feinhörig das Entscheidende des Wortes und schwankte hinaus. Sie aber schloß rasch hinter ihm ab. Sie seufzte tief, und während sie sich auszog, sagte sie traurig und ernst: „Gebe Gott, daß ich immer so selbstlos handle, wie ich es jetzt getan.“

Alfred stand noch vor der Türe. Mechanisch griff er in die Tasche und spürte seidenweiche Kühle. Er nahm den Beißchenstrauß, der weß geworden war, hervor und legte ihn sorgsam auf die Schwelle Ingeborgs. Dann ging er. Durch ein Fenster sprang er in den Hof hinaus. Er war weiß wie der Tod, aber der Quell seiner Tränen war verlegt.

Im Morgengraun.

Als die letzten Sterne erloschen, kam Alfred zwangsmäßig an den See. Das mochte eine traurige Wanderung gewesen sein, durch alle Straßen her und hin, ziellos und rastlos, stundenlang. Nun sah er elend aus. Etwas Nachtwandererisches machte seine Bewegungen schreckhaft, es war unheimlich, wie er ging. Im Hafen band er „das eine



Das Münchener Haus auf der Zugspitze.

Boot seines Glücks und Glends“, wie er es bitter nannte, los und ruderte mit listiger Sorgfalt, die Ruder verhalten tauchend, in die bleigraue Einsamkeit hinaus. Dünne Nebelschwaden silberten über die Flut, aber das nachttote Wasser war wie ein farbloses Grab, das der gespenstische Ruderer mit selbstquälerischer Zerstörungslust durchpflügte.

„Wir haben ein silbernes Gefesse gezogen das letzte Mal, aber die lange Nacht hat es ausgelöscht. Gott, war die Nacht lang!“ stöhnte der Bleiche. „Es hat übrigens keinen Sinn, seine Spur zu suchen, ich will kein Ufer finden“, grübelte er weiter. Ingeborg, du hast mir ins Herz hinein weh getan.“

Der kühle See brannte ihn aus. Ihn fröstelte, aber innen war er ganz vertrocknet. „Mich dürstet!“ hauchte er und erschrak, wie hohl seine Stimme über die Fläche klang. Ein Hühnervogel kreiste schreiend über ihm. „Das ist die einsamste Einsamkeit“, ging es ihm durch die Seele.

Ueber der Hasenmatt wetterleuchteten die ersten Zufaltungen des Tages. Tüdische Stöße erwachenden Windes kräuselten strichweise die ruhende Flut. Am Ufer erwachten die Vögel, die erste Eisenbahn rollte donnernd den Berg entlang.

„Einmal warst du blau und freundlich, jetzt bist du wie ein totes Auge. Wie würde sich Ingeborg fürchten!“ So redete er mit dem See; aber als er ihren Namen aussprach, der seiner Seele lieblich klang, leuchtete er einen Augenblick lang lächelnd auf, um leider innerlich um so tiefer in sich einzulinfen.

Und doch tat ihm das unbewußte Rudern gut, und als die Sonne strahlend auf ging und alle Welt in lauter Silber- und Goldglanz tauchte, da hellte sich auch sein gramvolles Gesichtchen auf.

„Eigentlich möchte ich baden, wie damals Ingeborg“, sagte er, und als ob von seinen Gedanken bis zur Tat nur ein Kinderschrittchen wäre, zog er sich mechanisch aus, stand eine Weile nackt und junglingschön im Bad der Morgensonne, schwang sich über den Kiel hinaus und ließ sich in das kühle Wasser gleiten.

Die Flut erfrischte ihn. Mit kräftigen Armen schwamm er in das gleißende Baden hinaus, das seine Augen blendete. Ihm war, als löse er sich auf in Licht und Kühle, eine singende Sorglosigkeit lockte ihn immer weiter vom Boote weg.

Ert als eine Wasserpflanze mit rauen Fängen nach seinen Füßen haßte, erwachte sein Körperbewußtsein wieder und ihm wurde unheimlich zu Mute. Einen Augenblick lang

stochte sein Herzschlag, schwindelnde Angst raubte ihm den Atem, eine bange Leere wuchelte in seiner Magengrube. „Abgrundtief gähnt das Wasser unter mir“, dachte er, „wenn mir jetzt übel würde!“ Mit aufgeregten Schlägen steuerte er den feuchenden Leib herum und spähte angstvoll nach seinem Schiffchen aus. Wie ein blasses Mündchen im Rosenglanz des Fingernagels, so klein und fern schwebte es am morgenroten Horizont.

„Gott, ich werde es nicht mehr erreichen“, ging es dem Erschrockenen durch den Sinn. Er wehrte sich verzweifelt gegen Müdigkeit und Schwindel, aber schon schwamm er nicht mehr in ruhigen Zügen, sondern schlug das Wasser in angstvoller Hast, so daß ein funkenprühender Tropfenregen seinen Scheitel umsilberte. Eine Weile dauerte das verzweifelte Kämpfen, dann aber wurde es ganz ruhig um ihn, langsam, mit geschlossenen Augen schwamm Alfred weiter. „Dort ist die Türe“, klang es ihm durch die Seele, er wußte nicht, warum. Dieses Wort lähmte felsam seinen letzten Lebenswillen. Groß und schwarz tauchte ein Tor vor ihm auf, aber um ihn war alles licht und leicht. Seine Sinne verwirrten sich: Er schwamm in fließendem Gold, aber dann war es auf einmal nicht mehr Gold, sondern das seidenweiche Haar Ingeborgs, oder ihre silberne Stimme, die Piccolo, piccolissimo Piccolo sang. Ja, diese Stimme war es, die über ihn rieselte und in der er nun ertrank.

Langsam, ohne den leisesten Kampf, sank der braune Kopf des Träumenden unter. Keine einzige, kleine Welle trübte die spiegelglatte Flut, auf der unendlich friedlich der junge Frühlingstag lächelte.

Als die ersten Fische mit eingelegten Netzen über den See kreuzten, fanden sie das leere Boot. Man suchte das Wasser ab, aber bis zum Mittag hatte man noch keine Spur des Verunglückten gefunden.

Im Hotel Schweizerhof wußte man nichts über das Verbleiben Alfreds. Ingeborg schwieg, aber die Angst um ihn schlug ihre Krallen um sie.

Als gegen Abend die Tageszeitung erschien, überflog sie ihre Spalten mit klopfendem Herzen.

Auf einmal wich alles Blut aus ihrem Gesicht, sie zitterte heftig, als sie las: „In letzter Stunde wird uns mitgeteilt, daß sich heute Morgen auf dem See ein Unglücksfall ereignet haben muß. Fische von Vingelz fanden ca. um acht Uhr ein leeres Boot der Neptun-Gesellschaft, in dem sich der braune Anzug eines offenbar noch jungen Mannes von mittlerer Größe vorfand. Effekten, die zur Identifizierung des Ertrunkenen beitragen könnten, waren keine vorhanden.“

Ingeborg ließ die Zeitung in den Schoß sinken. Ihr Gesicht war ganz weiß, Tränen traten ihr in die Augen. Mitleid, Trauer und ein ratloses Schuldbewußtsein umschatteten ihre Seele. Da aber riß die laute Stimme eines ungeduldigen Gastes, der um Bedienung rief, die Schmerzversunkene aus ihren Gedanken, sie erhob sich rasch, strich sich wie abwehrend mit der flachen Hand über Stirne und Augen und verrichtete mit mutiger Kraft und ungebrochenem Herzen die nüchterne Arbeit des Tages.

Des Nachbars Grettelein.

Ein kleines, dreijähriges, bewegliches Knöpflein mit feinen Gliedern, kleinen Händchen und Füßchen, mit einem runden Köpflein und braunem Seidenhaar, mit braunen Augenlein, die einen ganzen Kinderhimmel widerspiegeln, das ist des Nachbars Grettelein. Es ist der Liebling der Nachbarschaft, jetzt schon umworben wie eine kleine Königin. Es macht regelmäßig die Runde bei seinen Gönnern und weiß die Vorteile, die ihm aus einer gewissen Rivalität erwachsen, schon flug auszunützen. „Gib mir Zuder!“, bettelt

sie oft. „Mein Grettelein, das gibt schwarze Zähne, ich geb dir keinen Zuder!“ ist meine Antwort. „Dann geh ich halt zu Frau N., die gibt mir dann schon.“

Meine Spielschublade kennt sie. Dort ist ein Floßspiel drin, ein Halma und noch andere. Das Floßspiel holt sie regelmäßig hervor und bemüht sich redlich, die Widerpenstigen in die Schale zu laden. Wird sie's müde, so kommt sie zu mir in die Küche und will kochen helfen. Am liebsten wäscht sie Kartoffeln, für mich ja ganz angenehm. Dann muß ich ihr ein großes Handtuch umbinden, sie steht auf den Rückenstuhl vor dem Schüttstein und wäscht und wäscht, bis die Kartoffeln ganz sauber und sie ganz naß ist. — Dann wird losgebunden und sie fragt: „Warum habe ich wohl die Kartoffeln so sauber gewaschen?“ Ich sage: „Weil du ein liebes Grettelein bist.“ Sie sonnt sich einen Moment in diesem Lob und sagt dann: „Noch wegen etwas anderem.“ — „Warum denn?“ forschte ich, denn ich will es ihr nicht zu leicht machen. „Weil du im Buffet noch etwas hast!“ Aha, jetzt ist der Schuß heraus und wir beide lachen.

Ist sie zufällig beim Abwaschen da, so will sie die Bestecke abtrocknen und in die Schublade hineinbeugen, wie ich sie gelehrt habe. Das ist dann Spiel und Arbeit zugleich und fordert natürlich auch seinen Obolus. —

Eines Tages kommt Grettelein mit einem Kamm zu mir. „Darf ich dich ein wenig kämmen?“ fragt sie. Weil ich gerade Strümpfe stopfe und sie neben mir auf der Bank stehen kann, so sage ich: „Meinetwegen.“ Nun geht's los — in einer ganz neuen Manier, das unterste wird zuoberst gefehrt, meine „Loden“ werden erbärmlich gezauft. Gut, daß ich einen Bubikopf habe! Es entspinnt sich ein Gespräch über Bubiköpfe. „Gäll, em Bubikopf chame guet strähle!“ Ich beähe, obwohl der Kamm jetzt gerade wieder im Kammfe liegt mit einem „Schübel“. „Gäll, Gues Lotti het au e Bubikopf und der Herr N. het au eine, aber dä mueß me nid strähle, gäll!“ (Der Herr N. hat nämlich eine Glaze!) Grettelein stimmt in mein Lachen ein, obwohl es nicht recht weiß, warum. —

Ich bin nun schön genug und mache Schluß. Natürlich muß ich Gretteleins Kunstwerk im Spiegel bestaunen und gehührend rühmend, trotzdem unsere Lotti fast Tränen lacht ob meiner neuen Frisur.

Eines Tages muß ich erfahren, was Konkurrenz ist in Liebesachen. Grettelein nimmt mich um den Hals und flüstert mir ins Ohr: „Frau N. hat gesagt, du seist nicht lieb.“ — „Hast du es ihr geglaubt?“ frage ich. — „Nein, ich hab dich gern, du hast mir ja auch einen Gerstenstengel gekauft!“ — Ich bin befriedigt, aber ich weiß nun auch, daß, wenn ich dieser Liebe nicht ab und zu mit einem Gerstenstengel oder sonst etwas den Rücken stärke, sie eben zur Konkurrenz hinüberneigt. —

Nun hat das Grettelein einen Schlitten mit einem hellen Glöcklein dran und schlittelt seelenvergnügt den ganzen Tag. Die Augenlein glänzen noch einmal so hell und das ganze kleine Ding sieht aus wie ein roßiges Appetitnöggelein.

A. V.

Redaktionelles.

Wir beginnen in nächster Nummer die ebenso originelle wie spannende Detektivgeschichte — eigentlich sind es eine Reihe von solchen —:

Die Diagnosen des Dr. Zimmertür von Frank Keller. Der berühmte schwedische Erzähler (hier überfetzt von Marie Franzos) hat es diesmal auf die Psychoanalyse abgesehen, die er hier in Beispielen — eben den verblüffend scharfsinnigen Diagnosen des Dr. Zimmertür, die Unschuldige entlasten und Verbrecher entlarven — erläutert und dem Verständnis des Lesers näher bringt, nicht ohne sich mit überlegenem, aber wohlwollendem Humor über die Allzu-Zünftigen lustig zu machen. Amsterdam, Holland und die Holländer werden hier mit trägen Strichen charakterisiert.